

**LINK-WIECZOREK, Ulrike/MIGGELBRINK, Ralf/SATTLER, Dorothea/HASPEL, Michael/SWARAT, Uwe/BEDFORD-STROHM, Heinrich, Nach Gott im Leben fragen. Ökumenische Einführung in das Christentum,** Gütersloher Verlags-  
haus Gütersloh/Herder Freiburg/Basel/Wien 2004, 364 p., kt. 19,95 Eur, ISBN  
3-579-05426-0/ISBN 3-451-28518-5.

Die Ökumene ist ins Hintertreffen geraten. Von Rückzug und Frustration kann man hören. Die Expertengespräche führen nicht zum kirchlichen Durchbruch. Der Theologie selbst geht es nicht viel besser. Es wird mehr denn je geforscht. Die Publikationen sprudeln. Wie breit werden sie jedoch rezipiert? Im letzten Jahrzehnt hat man die Forschungsergebnisse vermehrt in Handbücher zusammengetragen, die aber wiederum in der Fachwelt verbleiben. Werden im vorliegenden Buch die ökumenischen Ergebnisse und theologischen Zusammenfassungen nochmals herunter gebrochen für den allgemeinen Gebrauch und ganz blutleer? So könnte man angesichts so mancher allgemeiner Einführungen skeptisch fragen. Doch dieses Team von Theologinnen und Theologen tritt den Gegenbeweis an.

Die Rede von Gott ins Leben stellen und ökumenisch betreiben, so lässt sich das Anliegen dieses Unternehmens charakterisieren. Die Ökumene und das Leben der Zeitgenossinnen und -genossen bilden die Bezüge dieser Theologie, die nicht bloß äußerlich zusammengefügt sind, sondern miteinander in einem inneren Zusammenhang stehen. Die Ambivalenzen des Lebens, die uneinheitlichen Bezeugungen des Glaubens in den Konfessionen und das spannungsreiche Unternehmen der Gottesrede zwischen Unaussprechlichkeit und Offenbarung schlagen sich nicht gegenseitig aus dem Ring und bringen sich zum Verstummen. Vielmehr werden die jeweiligen Differenzen fruchtbar gemacht und je aufeinander hin ausgelegt. Die Geschichten aus dem *Leben* dienen nicht bloß als kurzweilige und geistreiche Aufhänger, um im alten Trott die Lehrbuchweisheiten fürs Volk zu repetieren. Die *Ökumene* wird nicht nur als Gestus gewählt, weil sich Konfessionalismus nicht mehr schickt und man schließlich von einer veritablen Geschichte zu berichten hat. Sie wird nicht nur wie ein theologisches Fach unter vielen anderen abgehandelt, sondern als Formalprinzip der Theologie zur Geltung gebracht. Und schließlich wird die *Gottesrede* nicht nur retrospektiv, von den gewaltigen Reflexionsanstrengungen der Traditionen her thematisiert. Ökumenisch Lebensfragen auf Gott zu beziehen, macht jede der drei Größen voreinander sprachfähig. Ihre Isolation als separate Diskurse stürzt sie alle drei in die größte Not.

Rechenschaft über den Glauben wird heute nicht einfach mehr bei den hauptberuflichen Verkündigern und an den klassischen Orten abgefragt. Quer dazu werden zunehmend Menschen an der Peripherie der Kirche, die von außen aber gerade mit der Kirche in Zusammenhang gebracht werden, zu Ansprechpart-

nern. Diese „religiösen Kommunikatoren „ hat das Team als Zielgruppe vor Augen.

Sprachkompetenz wird nicht durch eine Ansammlung von 13 Einzelbeiträgen vermittelt. Dagegen ist dem Buch ohne Zweifel anzumerken, dass es selbst in einem Kommunikationsprozess der sechs Autorinnen und Autoren aus drei Konfessionen entstanden ist. So stammen die Kapitel je von einer Person, werden aber gemeinsam verantwortet.

Zentrale Themen der Dogmatik (Theodizee, Gottesfrage, Schöpfung, Christologie, Soteriologie, Pneumatologie, Eschatologie, Ekklesiologie, Sakramentenlehre), der Ethik und Sozialethik (Lebensformen, Gewalt, Ökonomie), der Religionstheologie, der Ökumene und Spiritualität werden entlang von Lebensfragen identifiziert und vorgestellt. Es versteht sich von selbst, dass einem immer Themen einfallen, die fehlen oder die man anders gewichten würde. Hervorzuheben ist aber, wie viele grundlegende theologische Informationen einerseits in dieses Gespräch eingebracht werden und wie andererseits bei jedem Thema eine klar identifizierbare Position vermittelt wird. Dabei werden die konfessionellen Profile der Antworten nicht in einen Grundkonsens nivelliert, sondern aufgezeigt und fruchtbar gemacht.

Der Band ist mit zahlreichen Arbeitsinstrumentarien ausgestattet, die ihn als Werkbuch für Seminare und Glaubenskurse wertvoll machen. Jedes Kapitel schließt mit „Fragen zur Diskussion „, die auf die jeweilige Pointe der vorangegangenen Ausführungen zielen, mit Hinweisen auf wenige Basistexte, Literatur und - besonders hilfreich aus dem Meer von Angeboten - „Material für die Gemeindegemeinschaft „. Ein umfangreiches Glossar findet sich im Anhang.

Das mehrjährige Buchprojekt hat auf eine Stellprobe für theologische wie ökumenische Forschung gesetzt, ob sich die gewiss nicht einfachen Ergebnisse allgemein verständlich, spannend, zeit- und lebensrelevant zu Papier bringen lassen, und diese bestanden! Es hat erwiesen, wie Differenzen nicht nur destruieren, sondern zur Sprachfähigkeit verhelfen. Ich wünsche diesem Band, dass er im Lehr- und Bildungsbereich reichlich eingesetzt wird und darüber hinaus viele Menschen erreicht und ihnen eine Hilfestellung schenkt, der Frage nach dem persönlichen Zugewinn christlicher Lebensdeutung eine positive Wendung zu geben.

Ulrich Winkler

**FÜRST, Walter/WERBICK, Jürgen (Hg.), Katholische Glaubensfibel.** Mit einem Geleitwort von Karl Kardinal Lehmann, Herder/CMZ-Verlag Rheinbach 2004, 448 p., kt. 17,90 Eur, ISBN 3-87062-069-2.

Der Bonner Pastoraltheologe und der Münsteraner Fundamentaltheologe haben 77 Autorinnen und Autoren für die Mitarbeit an einem „Elementarbuch „ gewonnen, das das Wesentliche des christlichen Glaubens in katholischer Ausprägung einer breiten Leserschaft in einer verständlichen Sprache zugänglich macht. Die Artikel entstammen großteils der eigenen Forschung der Autorinnen und Autoren, die zu einem Stichwort auf durchschnittlich fünf Seiten komprimiert sehr hilfreiche Informationen liefern, die nicht unleserlich lexikalisch sondern einladend gehalten sind. Als Gliederungsprinzip wurde „Glauben - Hoffnung - Liebe „ gewählt, um u.a. Glaubensbekenntnis und -zeugen, Kirche, Sakramente, Gebet und Kirchenjahr, bis Liebesgebot, Alltag und Gesellschaft abzuhandeln. Mit Kardinal Lehmann kann man das Buch mit bestem Gewissen allen empfehlen, die sich gegen das schwindende Glaubenswissen redlich über eine gute katholische Theologie informieren wollen.

Wer in Stichwörtern zu blättern beginnt, wird weiter lesen und einen Einstieg in eine differenzierte Glaubenswelt finden, die trotz der Vielzahl der Autoren und Themen in einem recht einheitlichen Duktus dargestellt wird. Der Band ist ganz im Stil hermeneutischer Theologie gehalten, der seine Stärke dort entwickelt, wo man sich auf diese um Verständlichkeit bemühte, die Glaubenslehre auslegende und auf das Wesentliche konzentrierende Theologie einlässt. Diese Art von Theologie hat der Kirche nach dem Zweiten Vatikanum den Eintritt in die Moderne ermöglicht und den Diskurs auf Gegenwartsniveau gehoben, Generationen zu einem mündigen Christsein geführt.

Doch es gibt offene Flanken, die mit Fragen bedrängt werden: Wie auskunftsfähig ist diese Theologie auf die von außen gestellten Fragen, auf die Herausforderungen durch die Zeichen der Zeit, und wie ist sie gewappnet gegenüber wiederkehrenden Fragen, die in engen inneren Kreisen oder von erheblicher Ferne mit dem Katholischen identifiziert werden, oder auch nur Fragen zu Vorstellungen, die immer noch tief in mancher katholischen Frömmigkeit verankert sind, die aber keineswegs Randthemen sind, sondern von denen her sich vielmehr entscheidende Implikationen entwickeln ließen? Oder Themen, die sich der Auslegung sperren, verschwiegen werden und aus dem Problempotential der Tradition wieder auftauchen? So vermisse ich Stichworte wie Gewalt (!), Fundamentalismus, Hexen und Inquisition, Marienerscheinungen, Wunder, Anbetung, Fegefeuer, Hölle (!), auch Abtreibung, Empfängnisverhütung und Homosexualität. Genannt aber äußerst blass sind zum Beispiel Ablass, Opfer, Religionskritik, Unfehlbarkeit, Zölibat.

Diese Fragen richten sich weniger gegen das Buch selbst, als an die Theologie, die es repräsentiert. Den Herausgebern ist eine Glaubensfibel gelungen, mit

der katholischer Glaube sympathisch ausgewiesen wird. Wer nach dem Glauben fragt oder andern Hilfen anbieten will, ist mit diesem Buch gut bedient. Und zur Festigung im Glauben gehört bestimmt auch, dass ihn bedrängende Fragen nicht wegschwemmen.

Ulrich Winkler

**BERLIS, Angela/KALSKY, Manuela (Hg.), Alltägliche Transzendenz. Postmoderne Ansichten zu Gott,** Münster Lit Verlag 2003, 140 p., kt. 14,90 Eur, ISBN 3-8258-6005-1.

Mit dem unspektakulären Titel *Alltägliche Transzendenz* ist das Thema des Buches klar beschrieben und zugleich seine ganze Problematik umrissen. Transzendenz und Alltag, das sind im Bewusstsein vieler moderner Menschen zwei gänzlich verschiedene, sich fremde Welten, ein ungleiches, nie zueinander findendes Paar. Und doch wissen wir instinktiv, dass sie untrennbar zusammengehören, dass der Alltag und das konkrete Leben jene Orte sind, in denen sich die Spuren der Transzendenz zeigen müssen, wenn sie ihre ganze, das Leben bestimmende und orientierende Kraft im Hier und Heute entfalten will.

Das Buch ist die Übersetzung eines holländischen Sammelbandes, der im Rahmen eines mehrjährigen Forschungsprojekts über die Möglichkeiten befreiender Theologie im westeuropäischen Kontext am »Dominikanischen Studienzentrum für Theologie und Gesellschaft« in Nijmegen entstanden ist. Ohne große Umstände gewährt er uns Einblicke in eine theologische Werkstatt besonderer Art, gibt uns Auskunft über den Fragehorizont eines Denkens, das inmitten einer stark säkularisierten und konfessionell längst ausgefranst Gesellschaft mit der religiösen Sprachlosigkeit kämpft und nach neuen Formen der Gottesrede sucht.

Das ist, um es gleich vorwegzunehmen, gut gelungen. In unterschiedlichen Überlegungssträngen, mit einer erfrischenden Mischung aus Narrativität und Reflexion versuchen die drei Autorinnen und drei Autoren zunächst für sich selbst zu klären, was denn Transzendenz überhaupt sei. Dabei zeigt sich durchgehend die Unmöglichkeit, dieses vielschichtige und verwobene Phänomen in eine Definition zu bringen. Die klassischen, hauptsächlich dem unerschöpflichen Fundus der Metaphysik entnommenen Bestimmungen der Transzendenz überzeugen nicht mehr: zu hierarchisch und dualistisch, Körper, Welt und Emotionen missachtend. Gesucht wird deshalb nach neuen Formen und Ausdrucksmöglichkeiten der Transzendenz, die ihren Weg nur über die Anbindung an eine sinnstiftende Symbolik findet, über das „Unerwartete, Überraschende, dasjenige, das bestehende Konzepte der Sinnggebung durchbricht „ (13). Alles hängt an der Frage, wie dieses Unerwartete und Undenkbare in eine Sprache gebracht, von ihren

zahllosen (Re)Produktionen und Ersatzformen unterschieden werden kann. Strukturell zeigt sich, dass Transzendenz immer zu spät kommt. Als Interpretament lässt sie sich erst *post festum*, nach den überraschenden Erfahrungen erahnen und einkreisen.

Der erste und ausführlichste Beitrag ist ein Briefwechsel zwischen dem Dominikaner Leo Oosterveen und der Theologin Anne-Claire Mulder, in dem nach *Anlageplätzen für das Göttliche* (so die Überschrift) gesucht wird (17-57). Dieser Dialog lebt von der Kraft der biographisch-narrativen Elemente, die beide immer wieder ins Spiel bringen, um der Sprachlosigkeit von Transzendenzerfahrungen eine Stimme zu verleihen, um sie als Erfahrungen des Göttlichen identifizieren zu können. Für Oosterveen hat Transzendenz viel mit Exodus zu tun, mit einem Auszug aus den bedrängenden Lebensverhältnissen, aus einer beengenden Religiosität, aber auch mit dem Aufblitzen eines Gottes, der sich im Zeigen zugleich entzieht. Mulder unterstreicht die Mehrdeutigkeit des Transzendenten, dass es „sowohl eine negative als auch eine positive Kraft sein kann, eine Kraft, die heilen und die vernichten kann „ (56). Als positive Kraft muss die Transzendenz an die Materialität des Seins, an den Körper und an die Kommunikation mit dem Anderen gebunden sein, die wichtige Fundorte von Transzendenz repräsentieren. An die Betonung der Bedeutung des Körpers knüpft im anschließenden Beitrag Marianne Merks an (59-79). Sie versucht, den Sakramentsbegriff neu zu buchstabieren, indem sie ihn an die Erfahrungen des Alltags und des Daseins bindet: „Das Alltägliche, unser Leben und unser Körper sind sakramental. „ (79) Transzendenz berührt das Heilige, das sich im Alltag finden lässt.

Im Beitrag von André Lascaris liegt das Hauptaugenmerk auf einer Kriteriologie der Erfahrungen von Transzendenz (81-101). Dabei greift er eine interessante Unterscheidung des niederländischen Soziologen Meerten ter Borg auf, der zwischen primärer, sekundärer und tertiärer Transzendenz unterscheidet. Primäre Transzendenz bezeichnet das Überschreiten der biologischen Existenz, sekundäre das Überschreiten der Gruppe, tertiäre „das Überschreiten der Grenzen aller Bedeutungssysteme „ (83). Diese tertiäre Transzendenz ist unserem Sprechen nicht zugänglich. Sie kann, wie Mulder eingehend betont hatte, auf etwas Dunkles und Leeres, auf das Nichts ausgreifen und markiert damit nochmals ihren hochambivalenten Charakter. Vor der Leere schützen nach Lascaris allein die Tat und die Wahl, die erst die Spuren einer befreienden, erlösenden Transzendenz offen legen: Gerechtigkeit, Liebe und Vergebung sind für ihn konkrete Orte, das Transzendente als positive und befreiende Kraft zu erhellen und zu vergegenwärtigen.

Manuela Kalsky kritisiert am Beispiel der klassischen Versöhnungslehre die substantielle Verbindung von Transzendenz und Männlichkeit, Gewalt, Gehorsam und Leidensmetaphysik (103-124). Die „hierarchische Beziehung zwischen einem transzendenten Gott und dem immanenten Menschen „ könne in dieser Konzeption „nur durch die einmalige Inkarnation Gottes in Jesus Christus über-

wunden werden „ (111). Die fatale Logik: Der Sündenfall durch die Frau Eva, die Erlösung durch den Mann Jesus. Feministische Theologinnen haben aber diese Engführung aufgesprengt und gezeigt, dass „die Darstellungen des Transzendenten ... nicht ausschließlich auf ein männliches Gottesbild fest(zu)legen „ sind und die Repräsentanz von Gottes Heil „nicht automatisch an Gewalt und Leiden gekoppelt „ ist (116). Durch die Wiederentdeckung der biblischen Sophia, einer „Gott-Sie „, lässt sich zwar das patriarchale Denken korrigieren, nicht aber der garstig breite Graben zwischen der göttlichen Transzendenz und der irdischen Immanenz überbrücken. Erst eine »Theologie der Beziehung«, wie sie von Carter Heyward vertreten werde, überwindet diese Dualität, indem die Transzendenz radikal immanent gedacht wird, Gott und Mensch Partner sind, gemeinsam schöpfend, nicht länger einsam. „Heil und Erlösung fallen nicht länger selbstverständlich mit dem Kreuzestod Jesu zusammen, sondern werden in gerechten Beziehungen zwischen Menschen verortet. „ (121) Kalsky geht aber über Heyward hinaus, indem sie nicht die Einheitstendenz der Beziehungen, sondern ihre Differenz als Ort der Transzendenz betont: nicht in einer paradiesischen Harmonie, sondern in der Konfrontation mit dem Unterschied, in der Unterbrechung der eigenen Geschichte durch Andere zeigen sich Momente des Göttlichen.

Der Band schließt mit einer Reflexion von Erik Borgman über den Diskussionsprozess der AutorInnen und fasst nochmals die wichtigsten Positionen zusammen (125-138). Wir besitzen letztlich keinen adäquaten Begriff von Transzendenz und können uns ihr nur in verschiedensten Bildern und Metaphern nähern. Ihr bevorzugter Ort ist der Alltag, negative Theologie eine ihrer zentralen Sprachformen. Es bleibt ein unauflösbares Paradox, „dass das Transzendente flüchtig ist und zugleich den tragenden Grund bildet, der dem Leben Sinn und Zusammenhang gibt. „ (134)

Das Buch bietet eine Fülle beachtenswerter und diskussionswürdiger Überlegungen, wie sie von kulturellen und gesellschaftlichen Erfahrungen an die theologische Reflexion herangetragen werden. Diese gerät dabei leicht zwischen die Fronten, wie auch die AutorInnen immer wieder erfahren müssen. Einerseits kann man „das Transzendente nicht ohne das Vorhandensein einer Form wahrnehmen „ (50). Das verlockt, Transzendenz mit den eigenen Traditionen des Gottesglaubens zu entschlüsseln. Auf der anderen Seite bleibt sie jeder Kategorialität und Offenbarung entzogen, greift über das Bekenntnis hinaus. Aber vielleicht ist das Dazwischen gar keine so schlecht Position.

*Alois Halbmayr*

**SCHUPP, FRANZ, Geschichte der Philosophie im Überblick**, 3 Bd, Felix Meiner Verlag Hamburg 2004, 1576 p., geb 124,- Eur, ISBN 3-7873-1653-1

Theologisch interessierten Leserinnen und Lesern ist Franz Schupp kein Unbekannter. Sein 1974 unter dem Titel „Glaube – Kultur – Symbol „ erschie-

„Versuch einer kritischen Theorie sakramentaler Praxis „ (so der Untertitel) ist auch heute noch ein wichtiges Dokument jener symbol- und kulturtheoretischen Vermittlungsversuche, mit denen die Theologie im Gefolge des Zweiten Vatikanischen Konzils den Herausforderungen der Zeit gerecht zu werden versuchte. Auch die umfangreiche Studie „Schöpfung und Sünde „ (1990), lange nach seinem Ausscheiden aus der Universität Innsbruck erschienen, erweist sich als ein konsequenter Versuch, die biblischen Schöpfungsaussagen mit den sprachphilosophischen Ansätzen und Theoriebausteinen der Kritischen Theorie zu vermitteln.

Nun hat Schupp, der von 1979 bis 2002 Professor für Philosophie an der Universität Paderborn war, eine Frucht seiner philosophiegeschichtlichen Tätigkeit vorgelegt: eine dreibändige *Geschichte der Philosophie im Überblick*. Aus Vorlesungen hervorgegangen, bietet sie profunde Informationen über die aus seiner Sicht wichtigsten Positionen von Thales von Milet bis Ludwig Wittgenstein. Dabei legt Schupp seine Philosophiegeschichte nicht thematisch, sondern primär biographiegeschichtlich an: Leben und Werk, gesellschaftlicher Kontext und philosophisches Denken interpretieren und erläutern sich gegenseitig. Dennoch wird nicht Autor an Autor beziehungslos aneinandergereiht, vielmehr werden sie durch imaginäre Fäden verknüpft, die immer wieder Verbindungslinien zwischen zeitlich und thematisch weit entfernten Denkern ziehen, synchrone mit diachronen Perspektiven verbinden und konsequent die leitenden Fragestellungen im Blick behalten. Schupp ist überzeugt, „daß es in Wirklichkeit gar nicht unzählige Philosophien gibt, wie uns heute manchmal suggeriert wird, sondern es im Prinzip nur einige wenige systematische Positionen gibt, auch wenn diese sich historisch gesehen in sehr verschiedenen Formen präsentieren „ (Vorwort, Bd. 1, XVI). Diese konsequent an den tragenden Ideen orientierten Perspektive ist aber erst dadurch möglich geworden, dass Schupp den Gang durch die Geschichte alleine antritt. Anders als die meisten Philosophiegeschichten, an denen oft zahlreiche ausgewiesene ExpertInnen mitarbeiten, muss man als Einzelautor selbst an die Texte und Positionen herangehen. In dieser an sich unerfüllbaren Aufgabe liegt die Grenze dieses Unternehmens, weil niemand für jede Epoche ein Fachmann sein kann. Das macht aber zugleich den Reiz und Vorzug aus, weil Schupp sich nicht in den Details verliert und seine Darstellungsweise konsequent durchhält. Über so lange Zeiten und Strecken vermag überdies nur der einen verlässlichen Überblick zu liefern, der seine Vorlieben und Widersprüche offen legt, sich Begleiter erwählt, die Fragestellungen vorgeben, zu denen man immer wieder zurückkehrt, weil sie Inspiration und Ideen geben. Solche Mentoren sind für Schupp gewiss Aristoteles und Leibniz, aber auch manch andere, die man in einem philosophiegeschichtlichen Abriss vielleicht nicht unbedingt erwarten würde, finden seine Sympathie und Anerkennung (z.B. Abaelard).

Band 1 ist der Antike gewidmet und bietet neben den Klassikern vor allem auch einen guten Überblick über den Mittel- und Neuplatonismus (388-435), die ja für die Kontextualisierung des antiken Christentums und die altkirchlichen

dogmatischen Definitionen von entscheidender Bedeutung sind. Band 2 präsentiert christliche Antike und Mittelalter, wobei es Schupp besonders anschaulich gelingt, die sich grundlegend verändernde Welt des Spätmittelalters plausibel nachzuzeichnen. Die Aristotelesrezeption hat auf der einen Seite neue, große systematische Entwürfe hervorgebracht (Thomas von Aquin), zugleich ist mit ihr aber auch die klassische ontologische Fragestellung an ein Ende gekommen. Der Nominalismusstreit, den Schupp ausführlich anhand von Willhelm von Ockham darstellt (442-488), steht paradigmatisch für die Suche nach dem Neuen, das sich wohl ankündigt, aber noch keine deutlich wahrnehmbare Gestalt angenommen hat. Diese wird dann im ersten Teil des 3. Bandes in ihren vollen Konturen ausgezogen, Bacon, Galilei und Descartes stehen repräsentativ für diesen Eintritt in die beginnende Welt der Moderne. Auch in diesem, unter dem Titel „Neuzeit „ firmierenden Band, fehlt keiner der Klassiker und großen Wegbereiter. Schade nur, dass Schupp seine Darstellung mit Wittgenstein aufhören lässt und andere wichtige Positionen des 20. Jahrhunderts (Husserl, Heidegger) nicht mehr einbezieht (sie sind für Schupp noch Gegenwart).

Das vorliegende, editorisch höchst sorgfältig gearbeitete und schön gestaltete Kompendium zeichnet sich neben dem verlässlichen informativen Charakter durch seine sprachliche Verständlichkeit und Geschlossenheit aus, die es erlauben, da und dort hineinzuschmökern und es somit auch als Nachschlagswerk zu nutzen. Immer wieder fließen in die Darstellung Quellentexte ein, vor allem die längeren Passagen wecken das Interesse, zur Primärliteratur selbst zu greifen. Ein Stichwortverzeichnis wäre für dieses Unternehmen sehr wünschenswert gewesen, aber auch ohne diese Erleichterung findet man sich bestens zurecht.

Alois Halbmayr

**EURICH, Johannes, Symbol und Musik. Die religiöse Vermittlungsleistung des Symbolbegriffs in der Postmoderne** (Heidelberger Studien zur Praktischen Theologie 1), Lit-Verlag, Münster 2002, 311p., kt. 25,90 Eur, ISBN 3-8258-5698-4

Wie kann die Glaubenstradition in unserer postmodernen Lebenswelt neu erfahren werden? Diese den gesamten theologischen Fächerkanon betreffende Fragestellung erörtert der evangelische Theologe Johannes Eurich in seiner Heidelberger Dissertation, die in überarbeiteter Fassung als Band 1 der Heidelberger Studien zur Praktischen Theologie erschien. Vor dem Hintergrund der gegenwärtigen gesellschaftlich-religiösen Lage referiert er mit großem Geschick symboltheoretische Überlegungen (1-189), um sie schließlich auf die Musik im Gottesdienst zu beziehen und mit einer eigenen empirischen Untersuchung in Zusammenhang zu bringen (190-276, 307-311).

Im Anschluss an Standardwerke von Wolfgang Iser, Peter Berger, Franz-Xaver Kaufmann, Ulrich Beck u.a. stellt der Autor fest, dass Fragmentierung, Subjektivierung und Pluralisierung die Glaubensvermittlung in einen Paradigmenwechsel geführt haben. Die Vermittlung zwischen christlicher Tradition und der heutigen Lebenswelt spielt sich weniger auf der (rein kognitiven) Diskursebene ab als vielmehr in der symbolischen Kommunikation, die dem postmodernen Bedürfnis nach Intuition und Gefühl, Ästhetik und Selbstbezogenheit eher entspricht. Da das Symbolische unterschiedliche Welten verbindet und vorwiegend die sinnlich-unmittelbare Ebene betrifft, kann Johannes Eurich sagen: „nicht mehr eine (nur) diskursiv-verbale, sondern eine affektiv-symbolische Kommunikation eröffnet der Religion Zugänge in der sich verändernden Signatur unserer Zeit“ (79).

Eurich folgt nach der luziden Beschreibung unserer gesellschaftlich-religiösen Lage weitgehend der gediegenen symboltheoretischen Untersuchung des katholischen Pastoraltheologen und Psychoanalytikers Heribert Wahl (Glaube und symbolische Erfahrung, 1994). Das Symbol erscheint darin zunächst psychogenetisch als verbindendes Drittes zwischen mir und dem anderen, durch den ich zu mir selbst komme (grundlegend wahrzunehmen in der Beziehung zwischen Kind und Mutter). Es setzt als dritter Bereich zwischen Subjektivem und Objektivem die innere und äußere Welt in Beziehung. Die menschliche Fähigkeit, Symbole zu gebrauchen, bedeutet, in diesem Zwischenbereich - dem Ort aller Kultur, Kunst und Religion - zu leben. Durch die symbolische Vermittlung wird so Sinnliches und Geistiges verknüpft und die Wirklichkeit vom Einzelnen erfasst. Das heißt, die Wirklichkeit ist - zumal im religiösen Bereich - nur symbolisch und metaphorisch zu entdecken. Immer neu ist daher eine „öffentliche Symbolkultur“ auch des christlichen Glaubens zu schaffen und zu erhalten, ein „Übergangsbereich als gemeinsam geteilte(r) Sinnhorizont und Lebensraum zu entdecken und zu bewohnen“ (131f).

Die einzelnen religiösen Symbole sind freilich keine kruden Repräsentanten einer anderen Welt, sondern Vermittlungszeichen in konkreten Gebrauchsweisen (also Symbol-Zeichen). Anders herum betrachtet: Das Zeichen ist Symbolträger, „es ist der Ausdruck der Transzendenzenerfahrung, der zum Zeichen für andere Menschen wird, die ihm begegnen, d.h. dass es das Symbol als solches gar nicht gibt; es gibt nur die symbolische Erfahrung von etwas oder jemandem“ (151). Der Auftrag der Verkündigung ist es nun, nicht nur den Umgang mit christlichen Zeichen einzuüben, sondern die mit bestimmten Symbol-Zeichen verbundenen Glaubenserfahrungen zugänglich zu machen, also umfassend ins christliche Symbolgeschehen einzuführen. Die katholischen Religionspädagogen Hubertus Halbfas und Anton Bucher schlugen vor etlichen Jahren diese Gangrichtung ein, wengleich Eurich keinen ontologischen Symbolbegriff verfolgt.

Eurichs zentrales Anliegen besteht darin, die im Glaubenssymbol enthaltene Erfahrung wieder zu einer Erfahrung des Subjekts zu machen. Diese sog. Resymbolisierung, die nicht so sehr auf diskursive Weise herzustellen ist, sondern vor allem den emotionalen Bereich anspricht, soll den Gläubigen einen Bezugsrahmen zur Verfügung stellen, wie er in der kirchlichen Lebenspraxis Verwendung findet. Der Sinn einer solchen Symbolgestalt liegt darin, etwas repräsentieren und artikulieren zu können, was verbal (kognitiv) nicht zu repräsentieren und artikulieren ist. Anhand der Musik möchte der Autor in seinem praktischen Teil entfalten, wie ein solcher symbolischer Erfahrungsraum entstehen kann. Die Glaubenssymbole vermittelt der Musik zu erfassen hat eine klare rituelle Komponente: „so können sowohl im gottesdienstlichen Ritual angebotene Symbol-Zeichen - unterstützt von der emotionalen Wirkung des musikalischen Geschehens - neu in ihrem symbolischen Gehalt erfahren werden als auch umgekehrt neue musikalische Erfahrungen durch das rituelle Geschehen angestoßen werden“ (183).

Inwieweit die liturgische Musik einen Zugang zum religiösen Symbolgeschehen schaffen kann, hat Johannes Eurich anhand zweier Gemeinden in Heidelberg und Darmstadt untersucht. Auch wenn Eurich evangelikal ausgerichtete Gottesdienste heranzog (in denen der musikalische Lobpreis eine bestimmende Rolle spielt) und die Auswertung von einem detaillierten Fragebogen lediglich auf 159 Gottesdienstbesuchern basiert, sind die Ergebnisse auf alle Fälle aussagekräftig und die umsichtig angestellten Schlussfolgerungen für das Thema „Musik und symbolische Glaubenserfahrung“ sehr erhellend. Johannes Eurich kann theoretisch und empirisch Anhaltspunkte dazu liefern, „dass Musik als symbolisches Geschehen eine strukturelle Nähe zum Glauben als symbolisches Geschehen besitzt und aufgrund dieser sich ein Zusammenspiel zwischen beiden Symbolgeschehen ereignen kann“ sowie dass „durch Musik ein symbolisch strukturierter Zwischenraum eröffnet werden kann, in dem sich innerpsychische, individuelle Erfahrungen mit von außen vorgegebenen Glaubenserfahrungen, z.B. in Gestalt christlicher Glaubenszeichen, verbinden können“ (234). Das musikalische Symbolgeschehen vermag somit die Kluft zwischen subjektiven Bewusstseins-

gen und der christlichen Symbolgestalt überbrücken helfen, vor allem wenn es in den gemeinschaftlichen Ritus und Kult eingebettet ist.

Gerade weil Musik in der Religion zumeist Teil eines rituellen Vorgangs ist, verwundert es vielleicht, dass Eurich erst dann der gottesdienstlichen Musik ein Resymbolisierungspotential zubilligt, wenn sie den Menschen zumindest im Ausgangsstadium vom Alltag her vertraut ist (195). Einmal meint er lapidar: „Die Harmonien der Kirchenmusik drücken heute nicht mehr das Lebensgefühl der Menschen aus“ (186). Und an einer anderen Stelle zitiert er zustimmend einen Autor, wenn dieser meint, die Musik könne nur eine Wirkung auf die Seele des Menschen entfalten, wenn „wir uns aus den Grau-in-Grau-Tönen der amtlichen Choral- und Vorspielbücher herauslösen und nach unserer eigenen Kreativität fragen“ (270). Da vor dem Hintergrund dieser Negativfolie ausschließlich an der Popkultur orientierte Lobpreis-Lieder zur Sprache kommen, die anscheinend der heutigen Alltagswelt näher sind, wäre zu fragen, ob etwa der gregorianische Choral oder die in der Esoterik boomende Musik wirklich nicht religiöse Tiefenschichten anzusprechen vermögen, nur weil es sich hier um fremdartig anmutende Musik handelt. Dahinter verbirgt sich natürlich mehr als nur die Einschätzung bestimmter Musikrichtungen. Geht es doch um die Frage, ob nicht die Kirche *auch* eine Eigenkultur ausprägen soll, die auf Uneingeweihte ein Stück weit fremd, aber deshalb nicht unanziehend wirkt.

Was gibt nun dieses Buch her für die eingangs gestellte Frage nach der sinnvollen Lebbarkeit überlieferter Glaubensinhalte und -formen im Heute? Es verdeutlicht zum einen, dass die Glaubenswelt nur im Rahmen des Symbolprozesses zu begehen ist und Symbol-Zeichen gebraucht werden können, wenn sie mit der Lebenswelt in Verbindung stehen. Religiös sein bedeutet demnach, sich auf das christliche Symbolgeschehen einzulassen und den (mir vorausgehenden, mir geschenkten) Glauben zu verinnerlichen. Zum anderen wird dargelegt, wie die erschließende Funktion des musikalischen Symbolgeschehens (vor allem im Lied) zur Vermittlung von Bildern und Metaphern der christlichen Symbolsprache beiträgt oder beitragen könnte. Die Gefahr der Überbewertung des Subjektiv-Erlebnishaften verdient freilich noch eine weitreichende Diskussion.

*Bernhard A. Eckerstorfer OSB*

**SCHÜTTE, Heinz, Protestantismus heute. Ökumenische Orientierung,** Bonifatius Druckerei Paderborn 2. Auf. 2004, 156 p., geb. 14.90 Eur, ISBN 3-89710-292-7.

Wer sich ein ganzes Leben für die Ökumene eingesetzt und sich mit der evangelischen Theologie und Kirche auseinandergesetzt hat, beherrscht mühelos das theologische Instrumentarium der ökumenischen Diskurse. Gut erprobt und wohl bekannt sind die Werkzeuge. An entscheidenden Themen haben sie sich bewährt, andere wiederum ließen sich damit nur unzureichend bearbeiten. Denn nicht allein die wohl überlegten Argumente bestimmen den ökumenischen Fortschritt, sondern viele andere Faktoren spielen mit bei diesem Konzert, nicht nur zum Wohlklang.

Der Katholik Heinz Schütte hat ein Auge dafür, wenn er einen Überblick über die ökumenisch relevanten Themen des Protestantismus bringt. Er stellt die Positionen vor, analysiert die Argumente und schildert die ökumenischen Fortschritte. Seine wertschätzende Kenntnis und sein Einfühlungsvermögen hindern ihn nicht, Entwicklungen anzusprechen, die er bedauert und hinderlich findet. Sieht er im Positionspapier der VELKD „Ökumene nach ev.-luth. Verständnis“ vom Frühjahr 2004 gegen andere Einschätzungen noch „gute Ansätze zu einer Lösung“ (31) der Ordinations- und Beauftragungsfrage, die substantiell ist für die Abendmahls/Eucharistiegemeinschaft, so wird er in einer dritten Auflage die

errungenen Klärungen gegen das im November 2004 erschienene Papier der gleichen VELKD „Allgemeines Priestertum, Ordination und Beauftragung“ einmahnen.

Die Stärke des Buches liegt darin, dass es die Argumente vernetzt, gegen neue Sackgassen und Einseitigkeiten an den erreichten Konsens erinnert und knapp und verlässlich den jeweiligen Diskussionsstand zusammenfasst. Ich lese es als engagiertes Zeugnis gegen Verunglimpfungen der Ökumene, diese sei ein gescheiterter Schmusekurs und Verrat an der Identität. Nein, bei der Ökumene geht es zur Sache. Sie fordert Konsequenzen, die auf beiden Seiten nicht leicht fallen. Ausfluchten entlarven und Identitäten stärken, das kann man von ökumenischen Altmeistern lernen.

*Ulrich Winkler*

**WENZ, Gunther, Wolfhart Pannenberg's Systematische Theologie. Ein einführender Bericht mit einer Werkbibliografie 1998-2002 und einer Bibliografie ausgewählter Sekundärliteratur,** Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen 2003, 324 p., kt. 34,90 Eur, ISBN 3-525-56127-X.

Der Vergleich mit Otto Webers nun schon in 12. Auflage erschienenen Einführung in Karl Barths Kirchliche Dogmatik drängt sich auf. Beide wollen kein Ersatz sein für die Lek-

türe des Originals. Doch Weber hat es schwerer, er bringt ein Exzerpt des Monomentalwerkes, während Wenz eine spannende Durchdringung von Pannenberg's Theologie vorlegt, die sich nicht nur auf die drei Bände der „Systematischen Theologie „ bezieht, sondern ebenso die Hauptwerke an den thematisch gebotenen Stellen einarbeitet. Es ist nicht ganz unberechtigt, Pannenberg neben Barth zu stellen. Mehr als 40 Jahre war er als Professor für Systematische Theologie einer der entscheidenden Wortführer der deutschsprachigen Theologie und hat als einer der wenigen auch eine breite internationale Rezeption erfahren. Er hat Theologie als Wissenschaft in einer säkularen Welt und über Konfessionsgrenzen hinweggesprächsfähig gemacht durch die Vermittlung des christlichen Propriums der Christologie für transzendenzfähige Menschen im Horizont universaler Geschichte. Viele seiner Forschungsleistungen sind inzwischen zum Gemeingut gegenwärtiger Theologie und Ökumene geworden. Wenz versteht es, die Quellen bekannt zu machen und zur Vertiefung in sie zu verführen.

*Ulrich Winkler*

**PREUL, Reiner, So wahr mir Gott helfe! Religion in der modernen Gesellschaft,** Darmstadt 2003, 210 p., kt., 19,90 EUR, ISBN 3-534-14303-5.

Infolge des wissenschaftlich-technischen Fortschritts wächst der Bedarf an ethischer Orientierung und die Frage nach deren Fundierung in umfassenden geistigen Positionen, wie sie Religionen anbieten können. Aktuelle Erfahrungen mit religiösem Fanatismus führen jedoch zu Skepsis gegenüber Religionen und deren Rolle in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit ist strittig. Das liberale Modell verweist sie in den Bereich des Privaten. Vor diesem Hintergrund fragt der evangelische Praktische Theologe Reiner Preul nach den Erscheinungsformen der Religion im Zusammenhang der gegenwärtigen Gesellschaft und nach der möglichen Leistung von Religion für diese Gesellschaft. Preul grenzt sich klar ab gegen die These von der Religion als Privatsache. Dagegen lautet seine These, dass es zwar Menschen ohne religiöse Praxis, aber keine religionslose Gesellschaft geben könne (10). In einem ersten Schritt (Kapitel 2) werden die grundlegenden Differenzierungen von Religion, Pseudoreligion, Glaube und Aberglaube vorgenommen. Kapitel 3 und 4 bieten einen Überblick zu soziologischen Analysen, einerseits zu den Kennzeichen der modernen Gesellschaft (Mobilität, Leistung und Konkurrenz, Erlebnisorientierung, Medialisierung, Risiko, Individualisierung und Pluralisie-

rung), andererseits zu den Erscheinungsformen des Religiösen in ihr (Großkirchen, Fundamentalismus, Privatreligion, Jugendreligionen, Religion in Jugendkultur und Medien). Kapitel 5 bietet dann die genauere Begründung der These vom Religionsbedarf der modernen Gesellschaft: Auch postmoderne, pluralistische Gesellschaften seien in Fragen ethischer Grundwerte und der Prinzipien und Normen des Zusammenlebens auf religiös-weltanschauliche Grundlagen angewiesen. Religiöse Restbestände in Form einer Vernunftreligion hätten nicht den gewünschten Einfluss auf Denken und Handeln der Bürger (147) und seien zu schwach, um den Grundkonsens aufrecht zu erhalten. Außerdem übersteige die Verpflichtung auf eine solche Zivilreligion die Kompetenzen des Staates und suggeriere die Möglichkeit einer Religion über den Religionen (149). Vorzuziehen sei dagegen eine die gesellschaftlichen Institutionen übergreifende öffentliche Kommunikation über die notwendigen religiös-weltanschaulichen Grundlagen der Gesellschaft. Religiöse Institutionen können dabei als reflektierte und anerkannte Sachwalter einzelner Traditionen in einer Weise zur ethischen Orientierung beitragen, wie es privatisierte und individualisierte Religiosität nicht leisten kann.

Das Buch richtet sich ausdrücklich nicht nur an Experten (7) und bietet einen gut verständlichen, manch-

mal etwas knappen Überblick zu den Erscheinungsformen der Religion in der gegenwärtigen Gesellschaft. Die Position zur öffentlichen Relevanz von Religion in modernen pluralistischen Gesellschaften wird in der Grundintention plausibel begründet. Religionen können zweifelsohne einen wesentlichen Beitrag zur ethischen Bildung und Grundorientierung leisten und sollten diese Gesellschaftsrelevanz nutzen.

Einige Einschränkungen seien dennoch kurz genannt: Wo es um konkrete Fragen angewandter Ethik geht, tragen die Religionen faktisch nicht immer zum Konsens bei und wollen bzw. können dies um ihrer Identität willen in bestimmten Fragen auch gar nicht tun (vgl. die Abtreibungsdebatte). Die Stimme der Religionen zur ethischen Orientierung wird in pluralistischen Gesellschaften immer nur eine unter vielen sein und in dem Maß Gewicht haben, in dem sich ihre Mitglieder engagieren und überzeugende Grundhaltungen vorleben (z.B. Caritas, Hospizbewegung). Es ist umstritten, ob der Beitrag von Religionen zur ethischen Orientierung in eigenen Begründungsmodellen liegen kann oder sich nicht vielmehr auf den Bereich der Vorbildwirkung und der Motivation zu ethischem Handeln bezieht. Die Rede von der „ethischen Orientierung „ ist in dieser Hinsicht mehrdeutig.

*Andreas M. Weiß*